

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 22 (2015)
Heft: 250

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine schwarze Familien-Saga

Wie die Rheintaler Textildynastie Rohner zu Macht und Reichtum kam



In ihrem neuen Buch *Sti...* Jolanda Spirig den katho... Im Rheintal hatte er ein... aufgebaut, das fast ander... dauerte. Bis es die reform...

TEXT: RALPH HUG

Das Rheintal ist heute eine der am höchsten industrialisierten Gegenden Europas. Die Region war einst im Besitz von zwei Industrie-Oligarchen. Der eine war Max Schmidheiny, der andere Jacob Rohner. Der eine freisinnig, der andere konservativ. Während die Schmidheiny's durch Zement und Asbest noch immer in den Schlagzeilen sind, redet von den Rohners niemand mehr. Ihr Ende kam 1988. In diesem Jahr wurde die Jacob Rohner AG vom St.Galler Textilindustriellen Ueli Forster übernommen, dessen Grossvater einst selbst bei Rohner gearbeitet hatte. Es sei eine Ironie der Geschichte, dass ausgerechnet ein Freisinniger den Schlusspunkt in der Rohner-Geschichte gesetzt habe, bemerkt Autorin Spirig treffend.

6,8 Millionen bis zum Tod

Die Rohner-Saga beginnt 1873, als Jacob Rohner rechtzeitig vor dem Beginn des grossen Booms ins Stickereigeschäft einstieg. Zusammen mit seinem Bruder und einem väterlichen Darlehen stellte er in Rebstein eine Handstickmaschine auf und begann mit der Produktion. Er belieferte die St.Galler Handelshäuser Iklé, Union

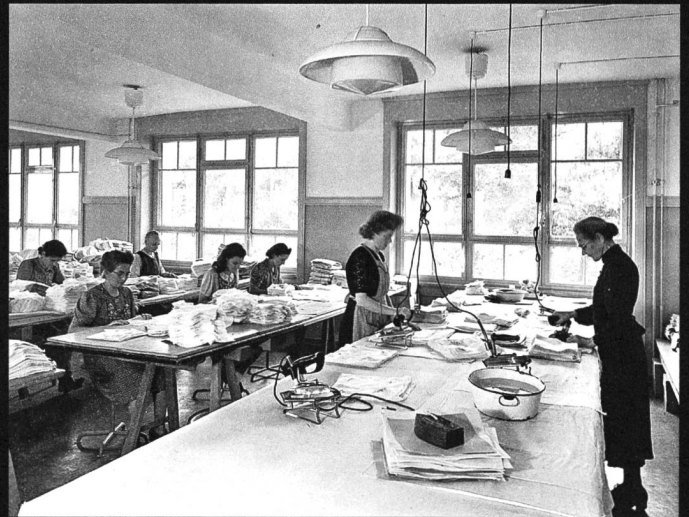
und Reichenbach mit Auftragsware und liess billige Vorarlberger Heimsticker für sich arbeiten. Bis zum Ersten Weltkrieg hatte er in Rebstein einen weitverzweigten Textilkonzern mit 3'000 Beschäftigten aufgebaut. Nach der Feldmühle in Rorschach und Arnold B. Heine in Arbon war er der drittgrösste Schweizer Stickereiexporteur. Und ein reicher Mann. Als er 1926 starb, verstellerte er ein Vermögen von 6,8 Millionen Franken, damals eine sehr grosse Summe.

Zwei Eigenschaften zeichneten den Textilbaron aus Rebstein aus: Er war tiefkatholisch und suchte ohne Skrupel den Erfolg. Von Arbeitsgesetzen hielt er wenig, liess die Angestellten überlang arbeiten und scheute keinen Konflikt mit Kontrolleuren. Der Konzern war gewerkschaftsfrei, nicht zuletzt dank schwarzen Listen, auf denen aufmüpfige Angestellte landeten. Dank seiner Machtfülle durfte er darauf vertrauen, von den Behörden stets mit Glacéhandschuhen angefasst zu werden – obwohl das Unternehmen bei ihnen auch noch Stromrabatte herauschindete.



3

2
n und Beten beleuchtet
 chen Rohner-Clan.
 chtiges Stickerei-Imperium
 alb Jahrhunderte über-
 rte Konkurrenz übernahm.



4

Klerikal-kapitalistische Strafanstalten

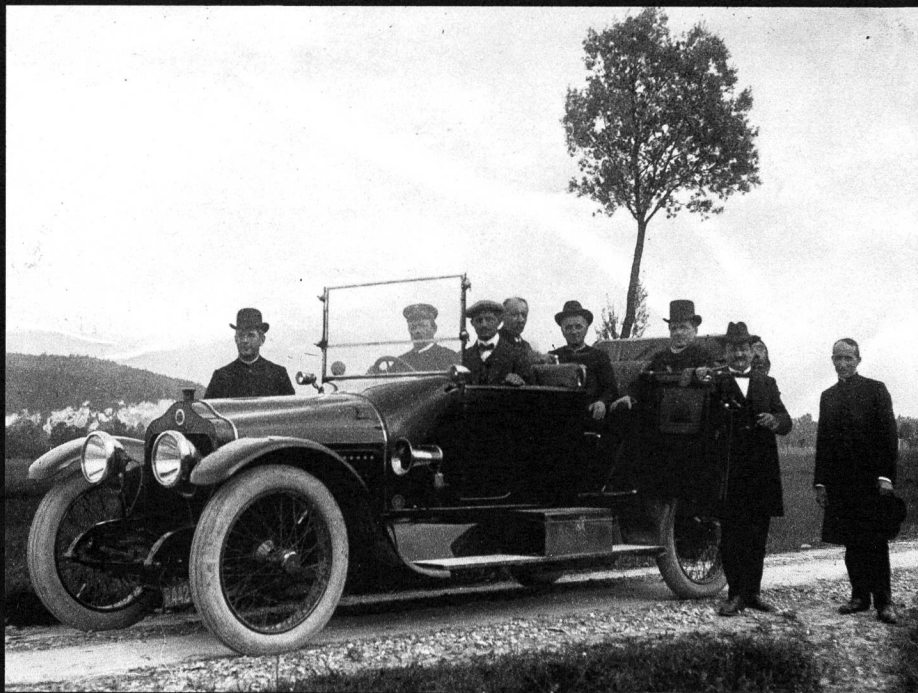
Das Regime in den Werkshallen, die vor allem Frauen bevölkerten, war hart. Zu Hunderten liess Rohner junge Italienerinnen importieren, die zu Tieflöhnen beschäftigt und in den berüchtigten Mädchenheimen untergebracht wurden, wo Ordensschwestern sie beaufsichtigten. Die russische Revolutionärin Angelica Balabanoff, die um 1902 als Arbeitersekretärin in St.Gallen amtierte, geisselte dieses Zwangssystem in einem Aufsehen erregenden Bericht als «Fabrikklöster»: Die Heime seien «klerikal-kapitalistische Strafanstalten», in denen «junge Proletarierinnen systematisch ausgebeutet und geknechtet» würden.

Solche Kritik focht das christliche Gewissen des Rohner-Clans wenig an. Die Familie war fest im katholisch-reaktionären Milieu verwurzelt, wo die neueste Sticktechnologie sofort adaptiert, aber jede soziale Modernisierung vehement abgelehnt wurde. Fabrikant Rohner war das Zentrum eines industriell-klerikalen Machtkomplexes, der weit über die Region ausstrahlte. Der Rheintaler Stickereikönig war nicht nur «Ritter vom Heiligen Grab zu

Jerusalem», einer exklusiven Vereinigung strenggläubiger Katholiken, sowie ein Financier der katholischen Kirche und ihrer Bildungsstätten wie etwa des Stella Maris in Rorschach oder des papsttreuen, jesuitisch geführten Elite-Internats Stella Matutina im nahen Feldkirch. Er war auch ein Gravitationszentrum in der «schwarzen Internationale». Sogar Bundesrat Giuseppe Motta, ein Bewunderer Mussolinis, machte 1935 im Rheintal seine Aufwartung. Rohner selbst war Patron, Politiker, Richter, Verleger, Privatbankier und Kulturkämpfer in einer Person. Sein Nachfolger als Firmenchef, Albert Geser-Rohner, schaffte es bis in den Nationalrat. Natürlich als Katholik-Konservativer.

Auf Du und Du mit Austrofaschisten und einem späteren Papst

In Rebstein (in der Villa seiner Tochter Josy Geser-Rohner) gingen kirchliche Würdenträger ein und aus. Zu Besuch war etwa der österreichische Weihbischof Sigismund Waitz, ein Prediger des Austrofaschismus und der rechtsextremen Heimwehren. Auch päpstliche



5



6



7

- 1 Jacob Rohner und seine Tochter Josy Geser-Rohner sind in den päpstlichen Orden der Grabesritter aufgenommen worden und lassen sich in Jerusalem in Palästinensertracht fotografieren, 1908
- 2 Stickereisaal um 1905
- 3 Beerdigung von Albert Geser-Rohner: Bundesrat Giuseppe Motta schreitet zwischen zwei Bundesweibern über den Rebsteiner Dorfplatz, 1935
- 4 Taschentuch-Ausrüsterei, 1940er-Jahre
- 5 Ausflug mit dem Firmenauto: Jacob Rohner und Albert Geser-Rohner mit Vikar Kuster und weiteren Gästen, um 1908
- 6 Arbeiter mit Stickereiware auf dem Weg zum Bahnhof Rebstein
- 7 Die Villa Tanner, Residenz der Familie Geser-Rohner. Ins Dekanatenhaus links zieht nach seiner Pensionierung der Dorfpfarrer ein, um zweimal pro Woche die Messe in der «Tanner»-Hauskapelle zu lesen.

Abgesandte genossen dort Luxus und Wohlstand, sogar Kardinalstaatssekretär Eugenio Pacelli, der später als Papst Pius XII. amtierte. In der hauseigenen Kapelle, die der St.Galler Bischof persönlich einweihte, wurde täglich die Messe gelesen. Es gab sogar zwei Privatkapellen: eine in der Gründervilla Rosenberg (erbaut 1900) und eine in der neubarocken Villa Tanner (erbaut 1918). Der Sticker-Patron war sehr um sein Seelenheil bedacht.

Rohners Imperium war eine «Parallelwelt», wie Jolanda Spirig darlegt, mit eigenen Gesetzen und Ritualen. Dank Einsicht ins Archiv der Familie, die sich mit den Jahrzehnten zum Rohner-Geser-Manser-Clan auswuchs, kann die Autorin die Geschichte dieser schwarzen Dynastie detailliert nachzeichnen, mit allen Hochs und Tiefs, Fehden und Verstossungen (von unerwünschten, weil schwulen Angehörigen), Zwangsheiraten, Erbstreitereien und unter dem Deckel gehaltenen Vergehen, die es in solchen verschworenen Gemeinschaften immer gibt.

Sticken und Beten bietet tiefe Einsichten in bisher wenig bekannte Machtstrukturen des katholisch-konservativen St.Gallen, dessen Ausprägungen sich bis in die heutigen Tage erstrecken. Schon deshalb lohnt sich die Lektüre des Bandes, der mit vielen

Fotos aus dem Familienalbum auch die luxuriöse Lebenswelt der rheintalischen Stickereibarone vor Augen führt. Allerdings bleibt der politische Einfluss der Rohners etwas schwach beleuchtet. Und manchmal wirkt das etwas antiquierte Narrativ des Textes unangemessen. Er verliert sich zuweilen im Dickicht familiengeschichtlicher Details. Eine bessere Flughöhe und ein schärferer Fokus aufs Wesentliche hätten ihm gut getan. Doch das tut dem Verdienst der Autorin keinen Abbruch. Mit ihrem eingehend recherchierten Band leistet sie der historischen Aufklärung über die wirtschaftlichen und politischen Machtverhältnisse im Kanton St.Gallen einen grossen Dienst.

Jolanda Spirig: *Sticken und Beten. Die Textildynastie Jacob Rohner: Familie, Firma, Klerus (1873–1988)*. Chronos Verlag Zürich, 2015. Fr. 38.–

Lesungen: 3. November, 19 Uhr, ri.nova Impulszentrum Rebstein
11. November, 20 Uhr, Buchhandlung zur Rose St.Gallen

Ausstellung im Kulturraum am Klosterplatz: 27. November 2015 bis 31. Januar 2016

Waters is flowing

Ausnahmepianist Peter Waters, vor einem Jahrzehnt nach Sardinien weggezogen, kommt für drei Auftritte in die Ostschweiz zurück.

TEXT: PETER SURBER, BILD: PD



Über Musik zu reden zwingt dazu, Sprachbilder für das Wortlose zu finden. Hier stellt sich die Metapher für einmal fast von selber ein: der Vergleich mit Wasser. Erst tropfend, dann sprudelnd, urplötzlich wasserfallartig, überschwemmend, mitreissend, zwischendrin fast versiegender... Die *Phrygian Gates* von John Adams, 1977/78 komponiert, passen in ihrer meditativen, repetitiven und virtuosen Art zu Peter Waters. Der St.Galler Pianist spielt den rund 20-minütigen Klangtrip, eines der Zentralwerke der Minimal Music, in einer Studioaufnahme (zu finden auf YouTube). Und dies mit einer Leichtigkeit, die auch den Komponisten selber überzeugte: «Peter Waters kann die grossen Momente mit unausweichlicher Energie liefern, aber nicht weniger beeindruckend ist sein Sinn für die zarten Farben und differenzierten Klangbilder.»

Waters selber sagt zu dem Stück, das er als seinen «Liebling» bezeichnet, es sei ein Exerzitium des Atmens. «Das ist die Essenz für mich: ein musikalisches Werk ins Leben zu «atmen».» Dafür sei die Erfahrung der chinesischen Bewegungslehre Tai Chi, die Waters seit Jahrzehnten praktiziert, entscheidend: Sie mache ihn «frei und leer genug, um die Musik aus sich selber spielen und wie Wasser fließen zu lassen. Nur Wasser kann all diese Millionen von Noten spielen...»

Waters is flowing: Das ist auch der Übertitel über eines der drei Konzerte, die Peter Waters im November in seiner alten Heimat gibt. Der aus Australien stammende Pianist, in den 1970ern nach St.Gallen gekommen, lebt und arbeitet seit rund zehn Jahren auf Sardinien, unterrichtet dort am Konservatorium in Cagliari Jazzimprovisation. Und wird jetzt von einer Gruppe von Freunden für den Zyklus zurückgeholt: *Peter Waters is back*.

Grenzgänger zwischen zwei Existenzen

Ganz weg war er allerdings nicht. Peter Roth, der Toggenburger Chorleiter und Komponist, hat mit Waters zum Gallusjubiläum 2012 in der Kathedrale das Requiem von Gabriel Fauré aufgeführt, in Arrangements von Waters für Chor, Solisten und Jazzquintett. Der Auslöser, ihn dafür anzufragen, sei Waters' CD mit dem Treya Quartett gewesen: Fauré, interpretiert von einem illustren Jazzquartett mit dem Trompeter Paolo Fresu, dem Bassisten Tony Overwater, dem Drummer Gilbert Paeffgen und Waters am Klavier. Peter Roth hat seinerseits eine vieljährige «Liebesgeschichte» mit Fauré Requiem – und fand jetzt in Waters einen Musiker, mit dem auf Anhieb die Akkorde stimmten. Das Gemeinschaftswerk erklang bis heute rund ein Dutzend Mal unter den Titeln *Libera me* und *In Paradisum*.

Er nehme das Wort nicht leichtfertig in den Mund, sagt Peter Roth, aber: Waters habe etwas Geniales, ein Pianist mit unanfechtbarem Handwerk, einem Anschlag, der weich und bestimmt

zugleich sei, in der Klassik wie im Jazz heimisch. Und begabt mit Charisma. Das habe sich damals bei der Probe mit dem Chor zum Fauré-Projekt vom ersten Ton an, einem einfachen D, gezeigt. Wie Waters diesen Ton spielte...: «Mit seiner aussergewöhnlichen Musikalität und Präsenz nimmt er Chorsängerinnen und -sänger mit auf eine Reise, auf der sie über die eigenen Grenzen hinauswachsen.»

«Was mich an ihm fasziniert, und das ist vielleicht auch sein Problem: Er geht mit der Musik quasi in einen anderen Raum», sagt Peter Roth. «Er ist völlig offen. Das macht die Musik grandios – und das Zurückkommen schwierig.» Auch so ein Thema, über das sich nicht leicht Worte finden lassen. Peter Roth spricht von den «zwei Existenzen» des Peter Waters, die sich schlecht vereinen liessen: die musikalische, «universale», und die praktische mit ihren menschlichen und materiellen Anforderungen.

Dass Waters heute in Sardinien lebt, hing nicht zuletzt mit Trompeter Paolo Fresu zusammen, der von dort stammt. In Sardinien, sagt Waters heute, seien die musikalischen Bedingungen vielfältig: Auftrittsorte, gute Musikerkollegen, ein «Jazz Country» mit diversen Festivals, allerdings weniger Experimentiergeist als auf dem Kontinent – insgesamt: «The musical conditions are excellent... the financial conditions less excellent...».

Der unwiederholbare Moment

Auf die Konzerte «back in der Ostschweiz» freut sich Waters, denn das Appenzellerland, wo er die Hälfte seines Lebens verbracht habe, sei «one of my two eyes». Waters spielt ein halbstündiges Mittags-Resital in der Laurenzenkirche, ein Soloprogramm im Schloss Wartegg sowie ein Konzert in der Kirche Stein AR zusammen mit dem Trompeter Michael Neff. Mit ihm hat Waters 2007 die bei amiata-emozioni erschienene CD *Songs from the Present* eingespielt.

Waters zum Geist der Improvisation, der den Kern des Jazz-Moments ausmacht: «Michael hat eine unnachahmliche Fähigkeit, in einer simplen Balladenmelodie neue Räume aufzutun mit unerwarteten, aufregenden Wendungen. Er sucht nicht nach diesen Noten oder Phrasen, sie kommen vielmehr zu ihm, so wie es unmöglich ist, Momente wie diese in der Musik «produzieren» zu wollen oder auch zu wiederholen. Sie passieren einfach...».

Das «Backwaters»-Programm, wie es die organisierende Gruppe scherzhaft nennt, lässt erneut auf solche unwiederholbaren Momente hoffen. Die drei Konzerte finden ohne Vorverkauf, dafür mit Kollekte statt.

Piano Dreaming: 11. November, 12.15 Uhr, St. Laurenzen St.Gallen
Encounter Waters/Neff: 21. November, 20 Uhr, Kirche Stein AR
Waters is flowing: 22. November, 17 Uhr, Schloss Wartegg Rorschacherberg

Faul wie ein altes Brett an der Sonne



Andreas Niedermanns neues Buch: *Country* handelt von den Sehnsüchten, mit denen heute Politik gemacht wird.

TEXT: HANSPETER SPÖRRI

Country hatte hierzulande lange einen schlechten Ruf: simpel, bigott, reaktionär. Das hatte damit zu tun, dass man die Texte nur schlecht verstand. Oder damit, dass sie manchmal tatsächlich simpel, bigott und reaktionär sind. Auch im besten Fall ist Country einfach gestrickt und im Grunde konservativ – oder bedient jedenfalls die konservative Sehnsucht nach dem einfachen Glück, nach rechthaberischem Rebellentum, nach dem wilden Leben im Satierten.

Das Gute und das Falsche

Aber im allerbesten Fall ist Country reiner Existentialismus – illusionslos, wahr, konkret. Deshalb ist es eigentlich keine Überraschung, dass Andreas Niedermann ein Buch mit dem Titel *Country* vorlegt, mit 15 kurzen Geschichten aus der Optik eines Ich-Erzählers, der sein knappes Geld mit harter körperlicher Arbeit verdient, der Hunger kennt, Rausch und Sehnsucht. Und belesen ist. Diese Stories haben durchaus etwas Künstliches, Modellhaftes, Überdeutliches. Das muss man – wie die Country-Musik – nicht mögen. Aber es ist gut geschrieben und handelt vom echten Leben jenseits intellektueller Diskurse.

Niedermanns Ich ist ein verlässlicher, guter Kerl, der unstet und ziellos durchs Leben irrt, als Theater-techniker oder Alphirt arbeitet, den Mut und die Feigheit kennt. Der «faul wie ein altes Brett an der Sonne» war, aber harte körperliche Arbeit mochte. «Denn harte Arbeit barg das Geheimnis, wie man leben sollte», auch wenn das nur so eine Ahnung war: «Sie kam, wenn ich Bob Dylan hörte. Oder Johnny Cash. Merle Haggard.»

Das mag alles auch autobiographisch sein, irgendetwas. Aber es ist vor allem archetypisch – wie gute Country-Songs eben. Schöne Satzmelodie, wenige Akkorde, hymnisch-nüchterner Schluss. Niedermanns Schreibe erinnert mich an Camus und die Ausweglosigkeit von dessen Geschichten. Oder an Adornos berühmten Satz: «Es gibt kein richtiges Leben im falschen.» Oder

an Kästners *Fabian – die Geschichte eines Moralisten*, mit seinem ursprünglichen Titel *Der Gang vor die Hunde*. Denn eigentlich scheint es Niedermann um nichts weniger zu gehen als um die Frage nach richtig und falsch.

Kleinbürgers Sehnsüchte

Seine Geschichten sind nicht explizit und nicht implizit politisch. Immer wieder kommt in ihnen das Verletzliche, Mitfühlende zum Ausdruck, der weiche Kern, der sich in einer harten Schale verbirgt – auch das ein attraktiver Archetypus, der weichherzige Macho, der «Gentle Giant». So, wie Kästner kurz vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten einen moralisch-pessimistischen Grossstadroman verfasste, zeichnet Niedermann das Bild unstillbarer Sehnsüchte im ländlichen, vorstädtischen, kleinbürgerlich-aussenseiterhaften, unangepassten, jedenfalls nicht urbanen, nicht hippen und nicht design-affinen Milieu. Und das ist dann doch politisch, denn mit diesen Sehnsüchten wird heute Politik gemacht – am Vorabend einer möglichen rechtskonservativen Wende in Europa und in Österreich, wo Niedermann lebt.

Country, das sind nur Erzählungen. Sie beantworten nichts, lösen kein Problem. Aber sie beleuchten ein Lebensgefühl, aus dem heraus vieles möglich ist: das Gute und das Falsche. Und je länger man liest, desto mehr identifiziert man sich mit dem Erzähler und seiner Pilgerschaft, die manchmal eine Flucht ist – wenn man seine Stories denn mag. Und wünscht ihm, dass er das Richtige, die Richtigen findet, dass er ankommt und trotzdem bleibt, wie er ist, ein grober Klotz mit feiner Wahrnehmung. Ein selbstbewusster Zweifler auf der *Country*-Road.

Andreas Niedermann: *Country – fünfzehn Stories*. Songdog Verlag Wien 2015, Fr. 23.–

in der tonne herings wonne

Tethys, der neue Gedichtband der St.Galler Autorin Monika Schnyder, unternimmt geografische und sprachliche Weltreisen.

TEXT: CLEMENS UMBRICH, BILD: PD

Monika Schnyder



In der griechischen Mythologie ist Tethys die Schwester der Mnemosyne, der Göttin der Erinnerung und der neun Musen. Nach ihr, der Titanin und Meeresgöttin, Tochter des Uranos und der Gaia, wird das Urmeer benannt, das vor etwa 250 Millionen Jahren existierte und verschwand, als Afrika und Indien mit Eurasien aufeinander trafen. Diesen erdgeschichtlichen Vorgang, auf den sich der Titel des Buches bezieht, rafft Monika Schnyder in ihrem fünften Gedichtband in 15 Zeilen zusammen. Sie sind typisch für mindestens eine Hälfte ihres poetischen Verfahrens:

vor äonen in die
mangel genommen gekappt von
kontinenten kalbernden mäandernden:
TETHYS das meer urmeer leer
te sich wie es heisst in einem
wimpernschlag tauchen inseln auf
berge von inseln eine landbrücke
ich aber sehe

sie kommen mächtig stosszahnbewehrt
die ZYGODONTEN MASTODONTEN
vor äonen jahrmillionen gescheckte
gefleckte savannenbewohner aus
reisser wild- und flusspferd im galopp
vorneweg der königliche löwe sein
atem hängt noch in der luft

Das Gedicht ist in der zweiten, umfangreichsten Abteilung des Buches enthalten und ist eines der längeren. Ihm steht einer der kürzesten Texte gegenüber, der die andere Seite dieser Dichterin offenbart, die des impressionistischen Tupfers und des witzigen Aperçus:

strömen dann
sinken tief tiefer als
sediment teil sein von
mehr

Insgesamt fünf Abteilungen umfasst *Tethys*. Jede widmet sich einem Themenbereich, einer Gegend oder einem entwicklungsgehistorischen Prozess. So umkreisen die Texte in *Die herden ziehen* in losen Assoziationen das Thema Strassenverkehr. *Ex salinis/mare nostrum* versammelt Sprachkristalle aus Lübeck, Halle und der Lüneburger Saline. Dieser *duft nach «ma dai»* führt nach Genua, zum Barockmaler Gregorio de Ferrari, und nimmt etwa Bezug auf die Überflutung der Stadt im Jahr 2014. *Der mann hier genannt MENHIR* hebt mit einem Besuch im Archäologiemuseum Laténium in Neuchâtel an und pirscht – erneut geschichtlichen Zeiträumen den Obolus entrichtend – in «sandalen aus eichenbast/3000 BC» vorwärts. *Rot unser täglich* präsentiert schliesslich Gedichte von einem Polenaufenthalt und endet vor einem Teller Borschtsch mit einem herzhaften «smatschnego!», dem polnischen Ausdruck (phonetisch) für «guten Appetit».

Eine disparate Kollektion? Tatsächlich scheinen die Themencluster untereinander zunächst keine direkten Verbindungen zu besitzen. *Tethys* ist ein Gedichtband, der die Ernte verschiedener Reisen der Autorin einbringt und sich einem auf einer ersten Ebene geografisch erschliesst – um sich vor diesem Hintergrund zu einem Ganzen zu fügen. Von Gedicht zu Gedicht wächst dann die Lust auf «mehr» – auf mehr «löwenfüssige poltronen», auf mehr «geissel-/glocken-pantoffel-tierchen», auf noch einen «schwall von nasalen/vokalen von jenseits der karpaten». Die St.Galler Lyrikerin, Arabisch-Lehrerin und passionierte Reisende spannt mit ihrem Sprachsenorium ein Panorama auf, das vom Kleinsten zum Grössten führt, von der geo- und biologischen Welt- und Erderkundung bis zum Zittern des feinsten sprachlichen Empfindungsraums.

Über ihre eigene Schreibmethode sagte einmal eine andere Sprachartistin, Friederike Mayröcker, es sei «eine kalkulierte Jagd nach der fruchtbringenden Irritation von aussen». So ähnlich darf man sich den Schreibimpuls wohl auch bei Monika Schnyder vorstellen, Hunger nach Welt inklusive. Die in *Tethys* enthaltenen Gedichte machen gerade wegen ihrer kaleidoskopartig funkelnden Vielfalt einfach Freude. Ja, so viel Lust an der Sprache steckt an, selbst da, wo die Autorin dunklere Töne anschlägt und bitter ernst wird, auch da, wo sich der Sinn einer Wendung vielleicht erst auf den dritten oder vierten Blick entschlüsselt. Oder um Monika Schnyder noch einmal selber mit ihrer erfrischenden Sprachfreude zu Wort kommen zu lassen:

in salz gebettet
so frisch so weiss so
seite an seite mit dir
in der tonne herings
wonne

Monika Schnyder: *Tethys*, Wolfbach Verlag Basel 2015, Fr. 36.90
Buchvernissage: 4. November, 20 Uhr, Buchhandlung zur Rose St.Gallen

Für immer Fuck the System



Die Aeronauten mit Guz (Mitte, mit Gitarre).

Heinz ist ein Freak, ein hängengebliebener Hippie, den in Schaffhausen alle kennen. Nun hat es Heinz in knapper Badehose und mit fettem Joint in der Hand aufs Cover des neuen Aeronauten-Album namens *Heinz* geschafft. *Heinz* ist eine Ode auf alle Aussenseiter geworden – aber auch ein auf 45 Minuten komprimierter Fick auf das System (dazu später noch mehr), der beim Zuhören richtig Spass macht. Das kommt gerade richtig für die kalten Herbsttage, die nach Schnee und drohender Melancholie riechen. Wobei *Schnee...* Ist ja auch so ein uralter Aeronauten-Song, den ich nie mehr aus dem Kopf gebracht habe. Nachhören empfohlen.

Aber zurück ins Hier und Jetzt, in dem Aeronauten-Frontmann Oliver «Guz» Maurmann von seiner Heimat Schaffhausen aus eine Botschaft versendet: «Schaffhausen calling / the freaks of the world» heisst es im Eröffnungslied *Schaffhausen Calling*, vorgelesen in der bekannt stoischen Guz-Tonart. «Wir alle kennen einen oder mehrere Freaks wie Heinz», sagt Guz im Gespräch über das neue Album. «Heinz und andere haben in ihrer Jugend begonnen, das Paradies zu suchen. Und als sich die Welt weiterdrehte, haben sie das nicht bemerkt.» Aber in der heutigen Zeit, in der jeder «abgebrüht und desillusioniert» sei, brauchten wir die Freaks als Gegenfigur und als Erinnerung an das, was sein könnte, sagt Songwriter Guz. So heisst es denn auch im dritten Song *Heinz*: «Wir verstehen zwar kein Wort / doch wir wären gern wie du.»

Nervöser Blues und blöde Disco-Musik

Und während *Schaffhausen Calling* im bekannten Aeronauten-Stil als – sagen wir mal – intelligenter Pop mit funky Beats und Bläsesätzen daherkommt, beginnt danach der wilde Stilmix: Nervöser Blues in *Mittelland* trifft bald auf «blöde Disco-Musik» (Zitat Guz) in der Single *Jeder ist eine Insel*. Hat was, die Synthies im Refrain sind aber so elend trashig, dass sie schon fast wieder gut sind.

Beim Song *Ottos kleine Hardcore Band* schwenken die Aeronauten dann – wenigstens thematisch – auf die Punkrock-Schiene ein: Zu einer unüberhörbar von Iggy Pops *The Passenger* geklauten Akkordfolge besingt Guz ironisch-liebenswert das Bandleben auf Landstrassen und den nicht ganz so grossen Bühnen. Letztlich geht es beim Musikmachen eben um eines: «Ottos kleine Hardcore-Band / fickt noch immer das System», wie es im Lied heisst. Und dann im Refrain, der trotz Mitgröl-Effekt nicht peinlich wirkt: «Wooh oooh oh oh ooh FUCK!!!»

Die weiter oben gemachte Anleihe ans legendäre Punk-Album *London Calling* dürfte kein Zufall sein: Die Aeronauten sind, auch

Auf dem neuen Aeronauten-Album *Heinz* scheppern Blues, Funk und Punkrock durcheinander. Das Resultat des Stilmixes: Grosser Spassfaktor, tanzbare Songs und ein Hohelied auf alle Freaks.

TEXT: URS PETER ZWINGLI. BILD: ANNE-SOPHIE STAMM

nach über 20 Jahren Bandgeschichte, im Herzen Punkrocker geblieben. «Punkrock ist bei uns, dass wir uns mittlerweile musikalisch alles getrauen, worauf wir Lust haben», sagt Guz. Musikalisch tobt sich die Band – die nebst klassischer Besetzung Gitarre-Bass-Drums schon immer auch ein Saxophon und eine Trompete einbaut – auf *Heinz* gleich in drei rein instrumentalen Songs aus.

Doch noch ein Sehnsuchtsong – und ein rares Cover

Und mit *Drü Täg Räge* haben es die Aeronauten einmal mehr geschafft, einen dieser bandtypischen Sehnsuchtsongs zu schreiben: Unvergessen ist *Freundin*, ganz tief ging auch *Schwarzer Fluss* oder *Wie es sein muss*. Alles gute Songs zum Autofahren in tief-schwarzen Nächten, vielleicht auf dem Weg an irgendein Konzert.

Jedenfalls *Drü Täg Räge*: Eine schöne Beschreibung einer *amour fou* mit einer durchgeknallten Frau, musikalisch ganz nah am Funk und doch nicht so nervig, wie es Funk oft ist. Und da der Song im Schaffhauser Dialekt gesungen ist, kommt der wohl schrägste Background-Chor seit langem darin vor: «Es git därig / die nehmed der alles / es git anderi / die lönd der alls zrugg», heisst es da. «Därig – anderi», tönt der Chor weiter.

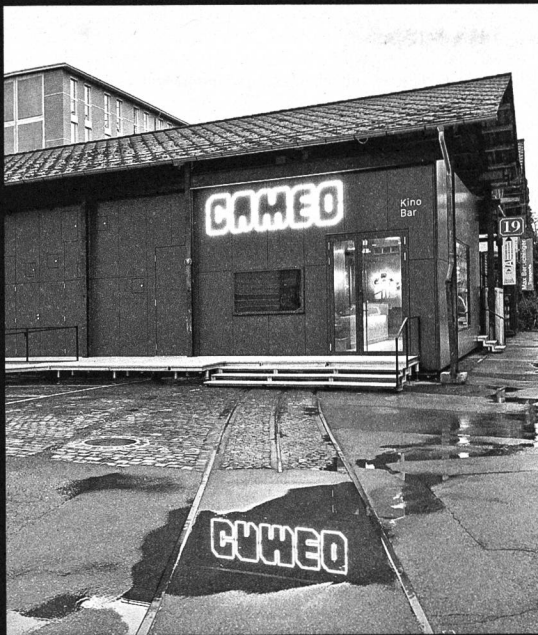
Schweizerdeutsch ist lustig, denkt man angesichts des Wortes «därig». Und Schweizer Bands, die mit Sprache spielen und nicht in gut klingendem, aber letztlich sinnlosem Indie-Englisch daherschwurbeln, sind eine schöne Ausnahme. Sprachwitz beweisen die Aeronauten auch mit dem letzten Song auf der Platte: ein Cover des holländischen Songs *Ik heb geen zin op te staan* der Band *Het*.

Jedenfalls seltsam schön und verwirrend das Ganze. Da bleibt nur, die Aeronauten auf ihrer Herbst-Winter-Tour in der Schweiz, Österreich und Deutschland zu erwischen. Es wird ziemlich sicher tanzbar und nicht allzu ernst werden. Und: Der Freak-König Heinz soll sich öfter auf den Aeronauten-Gigs rumtreiben. Er hänge meistens am Töggelikasten, heisst es.

**Aeronauten. *Heinz*. Rookie Records.
Als LP oder CD oder im iTunes-Store erhältlich.**

**Live in der Ostschweiz:
6. November, Cardinal, Schaffhausen
22. Januar, Eisenwerk, Frauenfeld
23. Januar, Palace, St.Gallen**

Schmuckstein in trostloser Landschaft



Die Winterthurer Kino-Landschaft ist, gelinde ausgedrückt, trist: In den Kiwi-Kinos am Neumarkt inmitten der Altstadt und dem Kino Maxx im vor sich hin darbenden Kesselhaus werden Filminteressierte mit grösstenteils synchronisiertem Blockbuster-Kino versorgt. Filme in Originalsprache, abseits des Mainstreams, sind in der Eulachstadt einzig in dem der Kiwi-Kette angehörigen Kino Loge zu geniessen und – jedoch nur sonntagabends und als Einzelporführungen – im Kino Nische im Kulturzentrum Gaswerk. Ein unabhängiges Programm kino mit mehreren Spielzeiten pro Film existiert in der jüngsten Grossstadt der Schweiz bis anhin nicht. Das Ende Oktober mitten auf dem Lagerplatz im ehemaligen Sulzer-Areal Stadtmitte eröffnete Kino Cameo will diese Lücke nun schliessen.

Breite Unterstützung für einen langgehegten Traum

Das Projekt wurde vom Verein Filmfoyer Winterthur initiiert, der sich seit 1971 um eine filmische Vielfalt in Winterthur bemüht. Ab 1989 war er dienstags jeweils im Kino Loge eingemietet und erfüllt sich nun, nach 44 Jahren, den langgehegten Traum einer eigenen Spielstätte: «Das Filmfoyer suchte lange nach einem geeigneten Standort für ein eigenes Kino. Es kursierten Pläne, mehrere Kulturbetriebe unter einem Dach zu vereinen, wie in St.Gallen das Kinok in der Lokremise betrieben wird. Auch die Übernahme eines bestehenden Kinos war ein Thema, doch scheiterte es an den Bedingungen», erläutert die Geschäftsleiterin des neuen Kinos, Liliane Hollinger. Mit der Stiftung Abendrot als Besitzerin des Lagerplatzareals, welche die Idee tatkräftig unterstützte, hätten sie nun den idealen Partner für die Realisierung gefunden. Zusammen mit weiteren Stiftungen, der Stadt Winterthur, dem Lotteriefonds des Kantons Zürich, privaten Gönnern, aber auch den bereits gut 500 Vereinsmitgliedern, konnte der Bau mit Kosten in der Höhe von 1.8 Millionen Franken realisiert werden. Eine erstaunliche Leistung, gerade im Wissen um den massiven Spardruck, dem sich die Stadt Winterthur ausgesetzt sieht.

Nun steht es also da: Ein anthrazitfarbener Holzkubus mit 84 Sitzplätzen positioniert sich zwischen dem Kulturlokal Kraftfeld und dem bald eröffnenden Bistro Les Wagons. Die Lage scheint vielversprechend: Der Lagerplatz befindet sich im Wandel zu einem Zentrum in unmittelbarer Nähe zum Hauptbahnhof.

In Winterthur eröffnet ein neues Programm kino: Auf dem Lagerplatz schliesst das «Cameo» eine Lücke im Filmangebot.

TEXT: GIANCARLO CORTI, BILD: VANESSA PÜNTENER

Ambitioniertes Programm

Am Eröffnungstag wurde mit Filmen wie *Jour de fête* (Jacques Tati, 1949), *The Party* (Blake Edwards, 1968) oder *Hinter den sieben Gleisen* (Kurt Früh, 1959) einerseits die Eröffnung des Kulturkinos und dessen Standort gefeiert, andererseits die künftige Programmstruktur erläutert, die sich in sechswöchigen Zyklen gestaltet. Neben Premieren sollen Familienfilme, Nocturnes, Vorführungen «für Menschen mit reicher Lebenserfahrung» und Kooperationen ihrem Platz finden – bereits im November wird das Kino Cameo offizielle Spielstätte der Internationalen Kurzfilmtage Winterthur sein.

Einen weiteren Schwerpunkt setzt das aus zwölf ehrenamtlich arbeitenden Mitgliedern bestehende Programmteam mit dem übergeordneten Jahresthema «Here She Comes! Kinovamp». «Damit soll eine Reise durch die Filmgeschichte angeboten werden, die den Wandel dieses Filmstereotyps von der Stummfilmzeit bis in die Gegenwart nachzeichnet», erklärt Hollinger. Auch hier fand man einen geeigneten Partner: Das Filmbulletin bespricht die ausgewählten Filme und stellt eine Fachperson, die vor der Visionierung die Filme im Kino kontextualisiert.

Das Publikum kennenlernen

Zwei übergeordnete Filmreihen runden das Programm ab. Der erste Zyklus widmet sich aktuellem italienischem Filmschaffen und dem Schweizer Filmemacher Christian Schocher, dem wohl unabhängigen Regisseur der Schweizer Filmgeschichte – passend zur Eröffnung eines unabhängigen Programm- und Arthouse-Kinos. «Wir sehen uns als Kinolabor und probieren in den ersten Monaten verschiedene Spielzeiten und Filmreihen aus. Unser Publikum müssen wir erst noch kennenlernen: Interessieren sich auch jüngere Menschen für die anspruchsvollen Filmreihen? Besuchen auch Pensionierte die Nocturne mit dem Science-Fiction-Klassiker *Alien?*», fragt Hollinger gespannt.

Die Antworten auf diese Fragen werden über den Erfolg des Kinos mitentscheiden. Durch einen hohen Anteil ehrenamtlicher Arbeit und Subventionen der Stadt Winterthur kann das Cameo in der Anfangsphase eine vergleichsweise tiefe Auslastung stemmen. Doch liegt es an der Winterthurer Bevölkerung, diese Chance wahrzunehmen und so mitzuhelfen, die Kino-Landschaft der Stadt langfristig zu versüssen. Die Kino-Betreiberinnen selbst scheinen ihre Aufgaben jedenfalls gemacht zu haben.

kinocameo.ch

Die Hexe von Positano

Eine Fahrt nach Gruyères zur Bilderausstellung von Vali Myers

TEXT: FLORIAN VETSCH, BILD: PD



Moby Dick von Vali Myers, 1972–1974

Der Handywecker riss mich am Samstagmorgen aus dem Tiefschlaf, dem wohlverdienten – hatte ich mich doch in der Freitagnacht während der Performance von Saun & Starr bei «Soul Gallen» im Palace tänzerisch verausgabt und war erst gegen 3 Uhr in der Früh heimgekehrt.

Am Morgen vom 10. Oktober 2015 wurde der Olma-Umzug losgetreten, und so musste ich am Spisertor auf den Extrabus umsteigen. Tuckerte an der Talstation des Mühleggbähnleins vorbei, neben der sich weiland das Giger-Egg befunden hatte – die Bar, die unter Mitwirkung des Schweizer Künstlers und Alien-Erfinders HR Giger eingerichtet worden war. Unterwegs zum Giger-Museum in Gruyères war ich eh, und so schadete der Schwenker gar nichts.

Auf dem Weg in den Kanton Fribourg zog die sich aufbauende, todgeweihte Farbenpracht der Schweizer Herbstlandschaft an mir vorbei. Nach rund vier Stunden traf ich in Gruyères ein, wo gerade, zum Klang von Alphörnern, geheiratet wurde, steppte an der Hochzeitsgesellschaft vorbei und hoch zum Giger-Museum. Bewunderte dasselbe. Traf dort Ruth Cullen, die – dank der treibenden Kraft von Les Barany, dem Giger-Agenten – eine Ausstellung der australischen Künstlerin Vali Myers (1930–2003) gehängt hatte und zur Vernissage blies.

Tough life

Vali Myers war mir aus den Schilderungen von Ira Cohen (1935–2011) vertraut. Auf ihre Zeit im Chelsea Hotel – room 631 – hatte Cohen, auf den Umstand anspielend, dass die Künstlerin, wenn möglich, nie die öffentlichen Verkehrsmittel benutzte, diese Verse geschrieben:

TAXI GEDICHT für Vali Myers

Fahr mich, wohin ich will, Taxi-Gangster
Schmeiss den Zähler aus dem Fenster
& dreh mal keine Gespenster
Ich will dir von deiner Heimatstadt erzählen, wo ich rauchte mit Baba Koo
Erzählen willst du mir, du hättest mich vom Fleck weg erkannt & gedacht
Ich stamme aus China oder vielleicht Pakistan
Du weisst, ich träume gerade, & du glaubst, du wärest wach
Fahr mich noch ein Stück weiter, hinter die Mazedonische Grenze
Fünf Mädchen gingen für dich auf den Strich in Korea, du handeltest mit
Zucker, zehn Jahre auf der Flucht von Ort zu Ort
Ich will doch bloss von diesem einen Ort hier fort –
Fahr mich hin zum Chelsea, oben im Zimmer 631
Weiss ich, sitzt eine & der Spass hat eben erst begonnen.
NYC

Vali Myers wuchs in Sydney, Australien, auf. Ihr signifikantes rotes Haar weist darauf hin, dass sie eine Nachfahrin irischer Einwanderer war. Als Kind erfuhr der Rotschopf Zeichnen und Tanzen als einzige Alternativen zum bürgerlichen Bildungskanon, der sie absties. Mit 20 wanderte sie nach Paris aus, lernte Genet und Cocteau kennen, musste aber unten durch. Tough life.

Valis «Opium-Jahre», wie sie diese Epoche nannte, wurden von dem niederländischen Fotografen Ed van der Elken im schwarzweissen Fotoband *Love on the Left Bank* dokumentiert. Sie suchte nach einem Ausweg und fand ihn in einem südlich von Neapel gelegenen einsamen Tal, in Il Porto, wo sie ein verlassenes Anwesen mit einem maurischen Pavillon neu zu bewohnen begann. Dort lebte sie als «Hexe von Positano», zuerst mit Rudolf Rappold, dann mit Gianni Menichetti; letzterer widmete ihrem Leben und Schaffen die lesenswerte Biografie *Vali Myers – A Memoir* (The Golda Foundation, Fresno, California 2007). Das Tal, in dem Gianni Menichetti noch heute lebt, wurde auf ihre Initiative hin später zu einem WWF-Schutzgebiet erklärt.

Himmel und Hölle, Füchse und Bilder

Vali verliess das Tal nie, ausser wenn sie Ausstellungen machte, mit den Zigeunern von Neapel heidnische Rituale feierte oder in einer nahen Bar dem Teufel ein Ohr abtanzte – im Africana wohnte sogar Jackie Kennedy ihren extraordinären Performances bei. Auch während ihren Chelsea-Jahren, in denen sie Patti Smith einen Blitz aufs Knie tätowierte, und auch in ihren letzten Jahren, als es sie wieder nach Australien zog, blieb sie dem Tal Il Porto treu.

Wie HR Giger war Vali ein Nachtschattengewächs: Sie verabscheute den Tag und liebte die Nacht. Und wie Kybele, Artemis oder Aphrodite war sie eine Herrin der Tiere: Mit ihr lebten Schildkröten, Hennen, Schweine, Aale, Mäuse, Katzen, Schlangen, Esel, Hunde (zeitweise bis zu 45) und, besonders hervorzuheben: Füchse. Füchse waren Valis Lieblingstiere, für die sie eine tiefe seelische Korrespondenz empfand. Sie, die kinderlos geblieben war und mehrere Fehlgeburten hatte, bestattete sogar die Füchsin Foxy als «only beloved daughter of Vali Myers (1965–1979)».

Ihre anderen Kinder waren ihre Bilder, an denen sie mitunter jahrelang arbeitete und die sie in Amsterdam, London, New York, Sydney etc. ausstellte. Davon zeigt das Giger-Museum in drei Räumen eine repräsentative Auswahl, die zu sehen sich enorm lohnt.

Ich bereute meine Reise nicht, den Trip in eine andere Welt, in die verwunschenen Fantasien von HR Giger und das feenartige, paganische Universum der Vali Myers. Auch nicht, als mir am Bahnhof von St.Gallen gegen Mitternacht wieder die oktoberfestgestimmten Olma-Horden entgegenströmten: Ich hatte dem Himmel ins Auge geblickt – und der Hölle, denn diese beiden gehören, wie Gigers und Myers' Werke lehren, zusammen.

Vali Myers – *Night Flight*: bis 31. Mai 2016, HR Giger Museum, Château St.Germain, Gruyères. hrgigermuseum.com

Liebe oder Politik?



Mit *Eduard II.* bringt das junge St.Galler Theaterkollektiv «eObOff» ein Königsdrama mit Zündstoff für die Gegenwart in die Grabenhalle.

TEXT: PETER SURBER, BILD: MORITZ LEHNER

Christopher Marlowe starb 1593, so wie viele Helden seiner Stücke: durch einen Messerstich, ob bei einer Beizenrauferei oder als Opfer politischer Feinde, ist umstritten. Der Shakespeare-Zeitgenosse war zuvor mit einem halben Dutzend Stücken zu Londons Theaterstar aufgestiegen; von ihm stammt unter anderem ein Fauststück, *Das Massaker zu Paris*, *Der Jude von Malta* und das Königsdrama *Eduard II.*. An dessen Ende: ein wüstes Gemetzel.

«So ist das bei Königsdramen», lacht Sebastian Ryser. Wenn der König tot ist, ist das Spiel zu Ende. Ryser, freundlicher Mensch, sanfte Stimme, will nicht recht zum säbelrasselnden Mordsstück passen. Er hat das Projekt zusammen mit Dominique Enz während mehr als einem Jahr entwickelt. Zu zweit führen sie Regie, sie stärker vom Tanz, er von der Sprache her. Mit ausgeprägtem Ensemblegeist hat sich das neunköpfige Schauspielerei-Kollektiv das Stück angeeignet, hat aus den holzschnittartigen Figuren Marlowes lebendige Charaktere geformt. Weniger die historische Machtkonstellation (England gegen Schottland, der König gegen seine Pears) sollte im Zentrum stehen, sondern der Skandal einer Beziehung, die das Private mit dem Öffentlichen in Konflikt und die Ordnung der Hofgesellschaft zum Zusammenbrechen bringt.

Königliche Männerliebe

Was ihn am Stoff fasziniert: zum einen das Thema. Im Zentrum steht die Affäre zwischen dem jungen König Eduard und seinem französischen Geliebten Gaveston. Erstaunlich, dass ein solcher «Skandal» schon im 16. Jahrhundert auf die Bühne gebracht wurde – und wie viele Parallelen es zu heute darin gibt, sagt Ryser. Zum andern steckten in Marlowes *Eduard* nicht nur Mord und Totschlag drin, sondern auch subtile Personenkonstellationen, «an denen man sehr viel herausfinden kann». Und schliesslich sei ein solches Drama mit vielen Rollen ein ideales Arbeitsmaterial, ein Steinbruch quasi für die eigene Fassung.

Für diese haben die Theatermacher auch auf die Marlowe-Bearbeitung von Bert Brecht aus den 1920er-Jahren zurückgegriffen – und dabei festgestellt, dass der Brecht- und der Marlowe-Ton frappierend zusammenfinden. Zudem montieren sie homophobe Äusserungen ein, von Russlands Präsident Putin, vom Churer Bischof Huonder und von der französischen Front-Frau Marine Le

Pen. Vermutlich erkenne man die Zitate gar nicht als solche. «Das ist vielleicht das Schockierende, dass sich Texte aus dem 16. und aus dem 21. Jahrhundert gar nicht so sehr unterscheiden. Darin, wie man mit dem Andern umgeht, das die gesellschaftliche Normalität bedroht, gibt es Parallelen zwischen damals und heute.»

Gewiss habe sich, was die gesellschaftliche Anerkennung der Schwulen betrifft, seither Entscheidendes verbessert, sagt Ryser – zumindest im Westen. Aber es gebe noch immer eine unterschwellige Homophobie, die etwa in Äusserungen Le Pens wie selbstverständlich hineinflüsse und dadurch besonders perfid sei. Darauf will das Kollektiv aber nicht in erster Linie hinaus, überhaupt: «Wir verurteilen nicht, wir wollen nicht belehren, sondern die Geschichte erzählen.» «Politisches Kampftheater» sei ihre Sache nicht.

Zwei Leben

Unter dem Namen «Die Spielbaren» war noch an der Kanti St.Gallen das erste Stück der Truppe entstanden, Taboris *Jubiläum*. 2012 folgte eine vielbeachtete *Lulu*-Adaption sowie Anfang 2015 ein Stück nach dem Roman *Schlafgänger* von Dorothee Elmiger. Mit seiner vierten Produktion hat sich das Ensemble jetzt einerseits umbenannt in «Kollektiv eObOff» – das Kunstwort ist die Formel für die Farbe Mauve. Und andererseits sei damit auch ein Punkt erreicht: Alle Mitwirkenden, vom Regie-Duo über die Schauspielerinnen bis zu Bühnenbildner und Lichtmensch arbeiten unentgeltlich, aber stecken, so Ryser, unglaublich viel Zeit, Einsatz und Wissen ins Projekt. «Wir werden immer besser», «Wir sind eine Hochleistungsideenschmiede», «Wir sind selten pünktlich» und vieles mehr steht auf der Homepage des Kollektivs, so selbstbewusst wie selbstironisch; aber auch: «Wir haben keine Ahnung, was als nächstes kommt». Und: «Wir führen alle zwei Leben». Ein Teil der Truppe steckt im Studienendspurt – auf eine Zukunftsprognose will sich Sebastian Ryser nicht festlegen.

Im Stück selber gibt es bei allem Gemetzel doch eine Zukunft. Sie ist, anders als in Marlowes Original, weiblich und wird als Prinzessin die künftige Königin sein.

Eduard II.: 16., 17. und 18. November, 20.30 Uhr, Grabenhalle St.Gallen
eObOff.ch

Theater mit der Polizei

Die Polizeischule Ostschweiz (PSO) in Amriswil geht neue Wege: Ihre Aspirantinnen und Aspiranten spielen Theater, um sich auf die Bewältigung extremer Situationen im Beruf vorzubereiten.

TEXT: HARRY ROSENBAUM, BILDER: POLIZEI

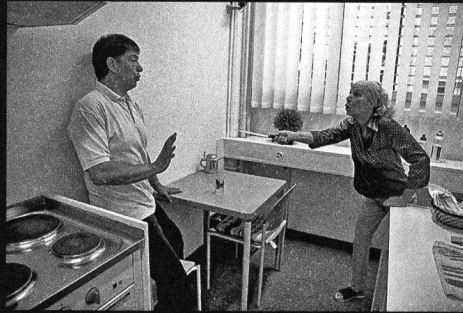
Die Szene lässt das Blut in den Adern gefrieren: Eine Frau sitzt auf dem Polizeiposten. Sie heult Rotz und Wasser, stammelt zusammenhangslose Sätze. Die junge Polizistin versucht herauszufinden, was passiert ist. Sie ist angespannt und versucht zu beruhigen, etwas unbeholfen am Anfang. Langsam gewinnt sie aber das Vertrauen der völlig aufgelösten Frau. Ein Puzzle des Schreckens fügt sich allmählich zusammen. Die Frau ist brutal vergewaltigt worden. Eine Szene aus dem Polizeialltag, die routinemässig protokolliert werden muss, eine strafrechtliche Aufklärung erfordert, aber auch Hilfe für das Opfer nötig macht.

Nahe am Berufsalltag

«Der Nachwuchs der Polizeikörpers im Ostschweizer Konkordat lernt den Umgang mit den vielen Extremsituationen durch Reality Training», sagt PSO-Direktor Marcus Kradolfer. «Die Rollenspiele mit professionellen Schauspielern des Weinfelder Theaters Bilitz, die sowohl als Täter wie auch als Opfer agieren, bilden die Wirklichkeit des Berufsalltags ab». Die Lernarena in der PSO besteht aus einer vollständig eingerichteten 2- und einer 2 ½ - Zimmerwohnung sowie einem Mehrzweckbüro, das als Polizeiwache, aber auch als Tatort benutzt werden kann. In den Kulissen lassen sich viele der in der Ausbildung erlernten Handlungskompetenzen in verschiedenen polizeilichen Situationen anwenden, sei das bei häuslicher Gewalt, Verhaftungen oder Hausdurchsuchungen.

«Die Schauspieler und Schauspielerinnen haben bei unseren Rollenspielen einen höchst anspruchsvollen Job», sagt Kradolfer. «Je nachdem wie sich unsere Aspirantinnen und Aspiranten verhalten, ob aggressiv oder deeskalierend, müssen sie sofort adäquat interagieren und improvisieren können. Das ist schauspielerisches Highlevel.»

Von den «Bühnen» der Lernarena wird das Geschehen, das nach Drehbuch abläuft, per Video und mit Ton von den Operateuren im Technikraum ins Schulzimmer übertragen, wo die Kolleginnen und Kollegen der agierenden Aspirantinnen und Aspiranten sitzen. Ebenfalls dabei sind ein Jurist, ein Polizeipsychologe und



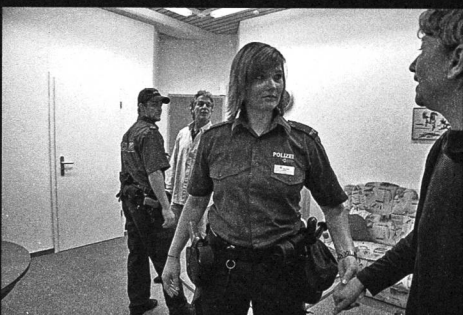
ein Einsatzleiter. Anhand des nach relevanten polizeilichen und juristischen Gesichtspunkten ausgewählten Video- und Tonmaterials wird das «Polizei-Theater» kritisch besprochen: Was wurde gut gemacht, was schlecht? Wo gab es Unsicherheiten und wo ist polizeitaktisch, juristisch oder psychologisch gepatzt worden?

Spielerisch selbstsicherer werden

Eine Aspirantin meint: «Das Rollenspiel mag von aussen betrachtet wie ein Theaterstück aussehen. Aber geht man durch die Tür und betritt die Lernarena, ändert sich das auf einen Schlag. Durch das Agieren der Schauspieler entsteht Realitätsnähe. Man vergisst, dass oben im Schulungsraum Leute sitzen, die die Szene mitverfolgen. Man ist voll auf das Geschehen konzentriert und will das Gelernte situationsgerecht umsetzen. Bevor ich in der Polizeiausbildung ins Praktikum ging, dachte ich, dass das Rollenspiel überspitzt sei. Jetzt, wo ich aber Praktikumserfahrung habe, weiss ich, dass Situationen, wie wir sie hier spielen, im Polizeialltag wirklich vorkommen. Das Reality Training macht mich im Beruf selbstsicherer.»

In der Pädagogik kennt man das Rollenspiel schon lange. Es kommt aus der Theaterpraxis und ist inspiriert vom Psychodrama. Szenisches Spielen ist eine Methode, um den Umgang mit Konflikten zu lernen, aber auch um Situationen anderer Menschen nachempfinden zu können.

Agnes Caduff vom Bilitz Theater, sie hat die Frau gespielt, die vergewaltigt worden ist, sagt: «Wir müssen uns in die Opfer- oder Täterrolle, die wir hier spielen, total einfühlen. Das ist der Hauptpunkt unserer Arbeit in der Lernarena.» Schauspielerisch sei es ein Unterschied, ob man in einer Polizeischule für Lernzwecke agiere oder vor einem Theaterpublikum stehe. «Auf der Bühne sehen einen die Leute an. Hier aber stehen wir mit den Aspirantinnen und Aspiranten in einem Wechselspiel als Opfer oder Täter. Das ist ein handwerklicher Unterschied.»



Theater mit der Schule

Schul-Theater – nein, damit ist hier nicht das bühnenreife «Polit-Theater», namentlich aus fundamentalistischen Kreisen, um den Lehrplan 21 gemeint. Sondern Theater als Schulstoff. Und als Persönlichkeitsschulung. Dafür gibt es seit dem 1. September an der Pädagogischen Hochschule St.Gallen (PHSG) eine eigenständige Fachstelle Theater. Ende November wird sie eröffnet, gegenwärtig sei man «in den Startlöchern», sagt die Theaterpädagogin Kristin Ludin, die zusammen mit Björn Reifler die Stelle leitet.

Theaterspiel als Freifach und Theaterpädagogik als Schwerpunkt existieren bereits an der PHSG. Die Fachstelle soll diese Angebote ergänzen und erweitern und Anlaufstelle für diverse Fragen rund ums Schultheater sein – nicht nur für die Studierenden, sondern für alle Volksschullehrerinnen und -lehrer.

Den Nutzen sieht Kristin Ludin auf mehreren Ebenen. Das konkrete Theaterhandwerk sei das eine: Wie leite ich Proben an, wie entwickle ich ein Stück, wie fördere ich die spielerische Kreativität? Und wie kritisiere ich, ohne jemanden blosszustellen? Theater liefere darüberhinaus Methoden, um sich Lerninhalte anzueignen und zu vertiefen – Geschichtsunterricht in Rollenspielen ist ein Beispiel dafür. Körper und Geist kommen beim Spiel auf eine mehr als bloss kognitive Art in Bewegung.

Theater sei schliesslich auch ein vorzügliches Mittel, Selbst- und Fremdwahrnehmung zu trainieren. Der simple Grund: «Theater spielt man nicht allein», sagt Kristin Ludin. Man lerne, zu agieren und zu reagieren, sich selbst zu behaupten und auf das Gegenüber einzugehen. Theater sei darüberhinaus eine Schule im Durchhalten. Und schliesslich: Wer Theater spielt, weiss, wie man sich im besten Sinn in Szene setzt. Auftrittskompetenz: Sie ist in Chefetagen so gefragt wie auf der Strasse und werde auch im Schulzimmer immer wichtiger, sagt Kristin Ludin: «Die Gesellschaft ist anspruchsvoll geworden.»

Schultheater boomt denn auch. Das zeigen die jetzt zum zweiten Mal ausgeschriebenen Schultheatertage Ostschweiz. Teilnehmen können Klassen von der dritten bis zur neunten Klasse aus dem Thurgau, St.Gallen und Appenzell Ausserrhoden (Innerrhoden bleibt einmal mehr aussen vor, wie bei der Expo oder dem Vermittlungsprojekt «kklick»). Auf ein vorgegebenes Thema – diesmal heisst es: «vier» – erarbeiten die Klassen ein Stück, werden dabei theaterpädagogisch begleitet und präsentieren das Ergebnis gegenseitig auf richtigen Theaterbühnen: im März 2016 im Alten Kino Mels, im Theaterhaus Thurgau Weinfelden und in der Lokremise St.Gallen. Mehrere hundert Schülerinnen und Schüler profitieren vom Projekt, das die PHSG zusammen mit Theater Biltz und Theater St.Gallen durchführt. Die Kosten tragen zur Hauptsache Kantone und Stiftungen – jede Klasse soll sich so die Teilnahme leisten können.

Ob Theater in den vollgepackten Lehrplänen aber überhaupt Platz hat? Ideal seien natürlich Sonderwochen, aber Platz hat es immer, sagt Kristin Ludin – denn Theaterspiel bedeute nachhaltiges Lernen mit allen Sinnen. Das braucht nicht nur Zeit, sondern spart auch welche. (Su.)

Feierliche Eröffnung der Fachstelle: Freitag, 27. November, 19 Uhr, PHSG Rorschach.

phsg.ch

Das «Vice»-Magazin, die Hipster und Pornografie

Diese Subkultur verachtete die Moral, liebte den Konsum und huldigte dem Lifestyle. Der einzige Grund, warum es den Hipstern trotzdem gelang, sich als oppositionelle Bewegung zu verkaufen bestand darin, dass ihre Hobbys und Leidenschaften scheinbar gewalttätig waren und bestehende Grenzen verletzen. (Das hatte ich im Vice-Magazin gelesen, einem Heft, das man damals umsonst in Boutiquen und Plattenläden bekam.) (...)

Die einzigen Mittel, um ihre vermeintliche Authentizität zu beweisen, waren die bewusst zur Schau gestellte weisse, heterosexuelle Männlichkeit, dämliche Pennälerstreiche und, ja genau, Pornographie. Was präntiöses Sexspielzeug und Nacktbilder für die Libertären der sechziger Jahre gewesen waren, war der präntiöse Flirt mit dem Porno nun für die Hipster. (...)

Das Leitmedium der frühen Hipster-Ära war also das Vice-Magazin. Vice bedeutet Laster, und das passt sehr gut, weil genau das eben die Tour der Hipster ist: Sie verwandeln alles – vom Konsumismus bis zur Ästhetik der Gruftis – in eine Form der Transgression. «Wir werden euch schon zeigen, wie man an Quellen des Vergnügens und der Lust herankommt, die irgendeine prude Linksliberale, die eh nur in eurer Fantasie existiert, fürchterlich unmoralisch fände. Mit unserem Magazin bekommt ihr endlich eure eigene Zeitschrift für böse, verdorbene Jungs, in der ihr euch dann gegenseitig auf Modestrecken bewundern könnt.»

Die bekannteste Rubrik in dem Heft war eine Liste mit Ratschlägen, wie man sich verhalten und was man auf keinen Fall machen sollte, eine Handlungsanleitung für das unangepasste Angepasst-Sein. (...)

Aus: Mark Greif, *Nachruf auf den weissen Hipster*, S. 120. Veröffentlicht in: *Hipster. Eine transatlantische Diskussion*. Suhrkamp Verlag 2012.

Monatstipps der Magazine aus Aarau, Basel, Bern, Luzern, Olten, Vaduz und Winterthur

JULI
Kultur im Raum Basel



Jazz am Sonntag

An den Sonntagabenden findet im aargauischen Muri jeweils ein Musikevent statt, der Jazz-insider von weitherum anlockt: «Musig im Pflegidach» nennt sich die vom Musiker Stephan Diethelm seit 2002 gepflegte Reihe. Im November zum Beispiel sind die kolumbianische Sängerin Marta Gomez (15.11.), der amerikanische Keyboarder Cory Henry & The Funk Apostles (22.11., Bild) oder die deutsche Jazz-Sängerin Olivia Trummer (29.11.) zu hören.

Musig im Pflegidach
Jeden Sonntag, 20.30 Uhr,
Klosterareal Pflegi, Muri
murikultur.ch/musik

Programmzeitung
Kultur im Raum Basel



Auf Tauchstation

Das hat sich das Literaturfestival BuchBasel als diesjähriges Leitmotiv auserkoren – und führt es mit Plakaten, auf denen Lesende unter Wasser in Büchern schmökern, bildschön vor Augen. Ein- und abtauchen können natürlich alle: in ein vielfältiges Lese, Gesprächs- und Event-Programm, das den Reigen von den Kids bis zu den VIPs spannt und im alljährlich mit Spannung erwarteten Schweizer Buchpreis gipfelt.

BuchBasel:
Donnerstag, 5. bis Sonntag,
8. November,
verschiedene Orte in Basel
buchbasel.ch

BKA
Kultur im Raum Bern



Spaceladies und Raketen

Immer im November treffen sich am Musikfestival Saint Ghetto innovative Ikonen und neugierige Newcomer. Und dieses Jahr ist das Programm fast ganz in Frauenhand. So tritt etwa Neneh Cherry (Bild) zusammen mit dem Duo Rocketnummernine auf, Bianca Cassidy von CocoRosie mit ihrem neuen Soloprojekt, die Isländerin Olöf Arnalds oder Outsider-Künstlerin The Space Lady.

Saint Ghetto
Donnerstag, 19. bis Samstag,
21. November,
Dampfzentrale Bern
dampfzentrale.ch

041
Das Kulturmagazin



Explosive Mischung

Dominik Wolfinger, Videokünstler sowie Schelm der Zürcher Satiretruppe «Bild mit Ton» und Daniel Korber, einer der innovativsten Nachwuchs-Theaterschaffenden aus Luzern: Zusammen bergen sie bombastisches Potenzial. Im Rahmen von sechs unwiederholbaren Episoden prüfen sie die Fantasien von Hollywoodfilmen auf ihr Stehvermögen in der Wirklichkeit.

Expedition Hollywood Classics #1 – The Wedding Singer
Samstag, 7. November, 20 Uhr,
Südpol Luzern
sudpol.ch

KOLT



20 Jahre Tanz in Olten

Das Oltner Tanzfestival feiert seine zwanzig Jahre unter anderem mit Philippe Saire aus Lausanne. Mit «Utopia Mia» lässt er bunt, wild und mitreisend Woodstock und dessen Zeit wieder aufleben, verfremdet und in neuer Aktualität zugleich.

Utopia Mia
Freitag, 20. November, 20 Uhr,
Schützi Olten

Oltner Tanz Tage
Mittwoch, 18. bis Sonntag,
22. November,
verschiedene Orte in Olten
tanzinolten.ch, kolt.ch/agend

KuL



Grabverlegung

Ein Friedhof. Zwei Menschen. Eine gemeinsame Vergangenheit, ein gemeinsamer Verlust und zehn Jahre Trennung. Schweigen. Aus Anlass einer Grabverlegung kommen «Sie» und «Er» wieder zusammen. Gift soll aus einer nahegelegenen Fabrik ausgetreten sein und die Umbettung der Toten notwendig machen. Unterdessen betrachten sie ihr Leben, das eines Silvesterabends sang- und klanglos auseinander ging.

Gift – Deutsches Theater Berlin
Donnerstag, 12. und Freitag,
13. November, 20.09 Uhr,
TAK Schaan
tak.li

Coucou



Kino fürs Unkommerzielle

Der Lagerplatz hat vor kurzem Zuwachs erhalten: Das langersehnte Kino Cameo hat endlich seine Tore auf dem Sulzerareal geöffnet. Das an sich wäre in Winterthur noch kein Novum, die Filmauswahl und die unkommerzielle Organisationsweise sind es aber durchaus, das Programm etwa soll geografisch, filmhistorisch und genretechnisch möglichst breit gefächert sein.

Cameo-Vorstellungen
Montag und Dienstag 20.15 Uhr, Donnerstag bis Samstag jeweils 18 und 20.15 Uhr, Sonntags um 11 Uhr, Lagerplatz 19 in Winterthur
kinocameo.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese unabhängigen Kulturmagazine die Werbepattform «Kulturpool» und erreichen gemeinsam eine Auflage von über 200'000 Exemplaren.

kulturpool.biz